



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Psychologische Studien zur Sprachgeschichte**

**Bruchmann, Kurt**

**Leipzig, 1888**

D. Apperception.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

Zukunft überlassen, das ihr gemässe Geschlecht freier Geister zu Tage zu bringen, erhoffend, damit uns nicht einer mephistophelischen Phantasie schuldig zu machen (Paulsen, Was uns Kant sein kann? p. 45), weil wir uns ja dabei nicht die letzten Eskimos am Äquator um das letzte glimmende Holzscheit versammelt denken, indem sie sich an dem letzten Tropfen Tran (kann man hinzufügen) aus dem letzten Scherben des letzten Topfes mit ihrer letzten Kraft erletzen.<sup>1)</sup> Als Beispiel der Verstümmelung im Kleinen dürfte, um uns wieder zur Sprache zurückzufinden, noch die von Aristophanes verspottete Neigung des Euripides für den Äther anzuführen sein (z. B. Ran. 892). Ferner gehört hierher Goethes Bemerkung (IV, 87): „Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen, und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.“

Es könnte, wem überhaupt damit gedient ist, allemal ausreichend erscheinen, die Gedanken der Menschen selbst oder ihre geschichtliche Entwicklung darzustellen, ohne diese wirklichen oder vermeintlichen Tatsachen durch eine theoretische Betrachtung zu belasten. Indessen ist diese mitunter doch wertvoll, wenn auch manchem gruselt, dem sie angeboten wird. Hier soll von dieser Ergänzung ein sehr massvoller Gebrauch gemacht werden. Und wer trotzdem seinen Grusel nicht bezwingen kann, sei gebeten, diesen Abschnitt zu überschlagen. Wie wir aber unseres Denkens oder eines Denkfehlers desto sicherer zu sein glauben, wenn wir den Massstab der logischen Formel zu Hilfe nehmen, so hat auch die psychologische For-

---

1) Über die Mode vgl. Fechner, Vorschule I 254.



mel (also Ausdrücke wie Association und Apperception) ihren Wert, wenn er auch nicht so sicher nach Hause getragen werden kann, wie ein ausgegrabener Vasen-Scherben oder wie ein Zettelchen, das eine Goethesche Küchenrechnung enthält. Formeln haben eine zum Denken anreizende Kraft, welche gelegentlich mystisch wird.  $A = A$  ist von Schelling vielleicht widerwärtig verzerrt worden, war ihm aber doch, trotz all ihrer Leerheit, so umfassend, wie der leere Raum, der für alle Dinge Platz hat, und setzte sein Denken gewaltig in Bewegung. Mit noch innigerer Hochschätzung pflegen Mathematiker den geheimnisvoll-reichen Inhalt ihrer Formeln verliebt zu betrachten und anzupreisen.

Eine Formel hat auch in ihrer Kürze einen ästhetischen Reiz und der Mensch, der sie braucht, glaubt die Dinge, welche durch die Formel umfasst werden, noch einmal zu besitzen, wie im Auszug eines Elixirs allerlei Kräfte zu eindringlicher Wirksamkeit verdichtet sind.

Die Menschen haben ja lange gedacht, ehe es eine Logik gab und ehe von Psychologie die Rede war. Mannichfaltige Spracherscheinungen sind, ohne von Association und Apperception angefallen zu werden, ruhig ihren Weg gegangen, ja sogar erklärt worden. Wir haben nun aber einmal diesen Apparat, und da sogar die strengen Sprachforscher, die ganz geschichtlichen, von jenen beiden Fangnetzen Gebrauch machen, um die unschuldigen Ereignisse sprachlicher Entwicklung darin einzufangen und sie rücksichtslos als Apperceptionen zu entlarven, so dürfte es erlaubt sein, hier gleichfalls ein schüchternes Grashälmmchen der Apperception anzubauen, obgleich dies weder ein deutsches, noch griechisches, noch indisches (was schon bedenklich wäre), ja sogar kein lateinisches Wort ist. Sich dieses Wortes zu bedienen ist freilich der Anfang jener bösen Tat, deren Fluch es bekanntlich ist, fortzeugend Böses zu gebären. Denn wer sich der Apperception ergibt, der kommt weiter zu Vergleichen verschiedener Sprachen



Und das ist, wie wir mit Betrübnis gestehen, nicht immer reinlich und zweifelsohne.

Der Kenner des Griechischen kann seine Beobachtungen einer Menge reinlich geglätteter weisser <sup>1)</sup> Kugeln vergleichen, die er in seiner griechischen Tasche hat und die dort ein beruhigtes Dasein führen. Hat er am Ende auch eine römische Tasche mit roten Kugeln, so wäre es vielleicht ungeschichtlich, sie in einem Anfall von bacchischer Spielwut mit den weissen zusammenzuwerfen. Kommt aber nun noch Jemand mit blauen indischen und grünen deutschen und behauptet, dass diese vier lieben Farben eine gar schöne Harmonie ergeben, so trübt er das hellenische Weiss, beeinträchtigt das würdige Rot, und erregt den Verdacht, dass er durch buntschillernde Kunststücke etwa einem Grundton der historischen Anschauung nicht gerecht wird. Aber solamen miseris — und da wir sogar in unsrer christlich-germanischen Zeit für die antiquitas omnigena Platz haben, so entnehmen wir daher unsern Trost, aus dem Altertum, indem wir nämlich gegenüber solchem Kopfschüttler gelassen jenes stoische *θαυμαζέτω* des Arrian aussprechen.

Wilhelm Grimm, von Apperception noch nicht angekränkelt, spricht seine Meinung über Sprachentwicklung, etwas kurz, so aus Klein. Schr. III p. 518: „Das Wort hat seine organische Form und darin besteht sein Leben, die menschliche Seele bläst ihm aber erst den Geist ein, von ihm (ihr) empfängt es seine Bedeutung. Ein buchstäbliches Verständnis gibt es nicht, der Gehalt eines Wortes steigt und sinkt, dehnt sich aus oder zieht sich zurück, im einzelnen erscheint das nach Willkür, aber im grossen hängt es vom Gang der Bildung ab, der wieder grossen Naturgesetzen folgt. Das ist die Geschichte unsrer Sprache, der Geist wächst, aber das Mittel, das uns zu

---

1) Man entschuldige diese scheinbare Opposition gegen die Polychromie!



seiner Äusserung anvertraut ist, erkaltet langsam wie die Erdrinde und wir bemühen uns nur arbeitsam, die Oberfläche zu durchfurchen, um den täglichen Bedarf zu erzielen“. Es wird wol zugestanden werden, dass die Geschichte des Bedeutungswandels und die Geschichte der Wortbildung Apperceptions-geschichte ist d. h. wie ein Lautkomplex seine Function verändert und wie von bestehenden Complexen gemäss der einer Sprache eigentümlichen Formbildung andere Wörter gebildet werden, wie Vorhandenes zur Bezeichnung eines mannichfaltigen Inhalts benutzt und für neue geistige Inhalte neue Wortformen erzeugt werden, dies sind Apperceptionen. Der Laut A dient als Bezeichnung des geistigen Inhalts w und x, später auch y und z. Für das geistige Bedürfnis m (Anschauung, Vorstellung, Begriff), das sich allmählich bemerkbar macht, wird der Laut A<sup>1</sup> oder B geschaffen; da wir aber von „schaffen“ kaum berichten können, so werden wir wol sagen müssen, wird A<sup>1</sup> oder B<sup>1</sup> verwendet. Apperception ist also (für die Sprachgeschichte) der Vorgang der Ernährung oder der Befriedigung des Denk- und Ausdrucksbedürfnisses mit vorhandenem oder umzuformendem Wortmaterial. Wie wir uns auf der Erde nicht von neu geschaffenem Stoff ernähren, sondern im Kreislauf von der Umformung des vorhandenen, so bringen wir auch kein neues Alphabet auf, sondern die vorhandenen Laute werden kombiniert zu Wörtern. Wir haben ja andere Wörter, neue, als die Ur-Indogermanen, aber nur durch andere Combination der Laute, durch Ablegung alter Laute, durch systematische Veränderungen an den beibehaltenen. Dass neue Gedanken entstehen wissen wir ja; sonst wäre alles Gerede vom Fortschritt der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, leer. Also Apperception bezeichnet den Haushalt, dessen Faktoren Denken und Sprechen sind. Wie der Leib seinen Willen zum Essen u. s. w. hat, so hat der Geist seinen Willen zum Denken und Sprechen und sieht nun zu, wie er dessen Bedürfnisse auch durch Sprache befriedigen kann. Nimmt man



den Ausdruck der Apperception in diesem allgemeinsten Sinne, so hindert nichts, dass man sie als Funktion des Willens auf- fasst (Wundt, *Physiolog. Psychol.* Erste Aufl. p. 796)<sup>1)</sup>. Da- gegen sind einige Schwierigkeiten, welche sich ergeben aus der Vergleichung der engeren Fassung Wundts mit dem üb- lichen Sprachgebrauch hervorgehoben in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie X p. 346 f.

Die Darlegung der in der Geschichte der Sprache vor- liegenden Wandlungen der Bedeutung wird voraussichtlich immer mangelhaft bleiben. Denn zunächst treten uns z. B. im Indogermanischen Homonyma entgegen, deren versteinerte Festigkeit unsern Lautanalysen und Lautsonderungen noch siegreich Widerstand leistet. So lesen wir bei Fick (*Vgld. Wb.* I<sup>3</sup> p. 515 f.) kak lachen, kak eingere, kak schaden, kak hinreichen, wohin gelangen; kat lärmern, kat bergen; kap halten, kap auf- und niedergehen, kap braten u. s. w. Ein anderer Gelehrter macht uns aufmerksam, dass Ficks Wörterbuch dem Prähistoriker nur bei gründlichster Sprachkenntnis nützlich sei, (O. Schrader, über den Gedanken einer Kulturgesch. d. Indo- germ. 1887 p. 5)<sup>2)</sup>. Aber Fick, der jetzt eine so weit gehende Vorliebe für äolische Exercitien hat, steht nicht allein mit der Ansetzung von Homonymen. Denn bei Hübschmann (*Das indog. Vocalsystem* 1885) begegnen wir einer Wurzel dhā setzen, saugen; pā heisst trinken, schützen, sich auflehnen; mā messen, bauen, bilden, tauschen, brüllen; rā geben, bellen; dā reinigen, binden; drā laufen und schlummern u. s. w. Fick lässt nun

1) Vgl. ib. 765. 717 f. Andere Literatur in dem Aufsatz von O. Staude: der Begriff der App. in der neueren Psychologie, in Wundt, *Philos. Studien* I, 2 p. 149—212. 1882. Ausserdem B. Erdmann, Zur Theorie der Apperception, *Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philos.* X, 3, 307—345. X, 4, 391—418. Fechner, *Revision der Hauptpunkte der Psychophysik*, 1882 S. 264 f. 290 f. Ders., Über die psychischen Massprin- cipien und das Webersche Gesetz in Wundts *Philos. Studien* IV p. 208.

2) Vgl. über dieses Buch von F. die Kritik von Windisch in *K. Z.* XXI, 385 f.



(ib. IV, 49) eine kleine Anzahl scheinbarer Wurzeln durch Reduplikation entstanden sein, kak lachen aus ka-ka (vgl. für das Ägyptische Abels Schriften), gag aus ga-ga, kak cingere vielleicht aus ka-ka, welches ka krümmen, wölben bedeutet. Überhaupt will er die auf k auslautenden Wurzeln (ak ausgenommen) auf Wurzeln ohne dieses Determinativ k zurückführen. Indessen werden damit keineswegs alle Homonyma beseitigt. So bleibt auch (IV, 40) pu reinigen und stinken, und was ist gewonnen, wenn kam sich mühen (IV, 46) auf ka zurückgeht, da es zugleich ruhen bedeutet? Wenn es wahr ist (IV, 47), dass keine wahrhafte Wurzel der indog. Ursprache auf n auslautete?

Durchmustert man nun sein Wurzelverzeichnis, so ergeben sich, wobei Fick leider (IV, 13) von den pronominalen Wurzeln abgesehen hat,<sup>1)</sup> etwa zwanzig primitive Laute und dazu etwa dreissig primitive Bedeutungen. Primitiv heisst natürlich nur das, was hier für uns als das Älteste sich erreichen lässt, dessen Ursprünglichkeit aber natürlich keineswegs sicher ist. Aber auch dieses Wurzelverzeichnis lehrt, dass es bereits in der indogermanischen Ursprache Synonyma und Homonyma gegeben hat. Man fragt also, um zu wissen, welcher Sinn des Menschen anscheinend am meisten bei der Erschaffung dieser Wurzeln beteiligt war, weiter, welche Synonyma am zahlreichsten und welche Vorstellungskreise am deutlichsten vertreten sind. Etwa so: lassen sich ausser Wurzeln für Gehörs- und Gesichtswahrnehmungen auch solche für Tastwahrnehmungen unterscheiden? Findet sich dort bereits Übertragung von einem Sinnenkreis auf den andern, wie bei hell sein und tönen zwischen Auge und Ohr? Sind die Wurzeln durch Mitschwingung entstanden beim äusseren Geschehen? Sind subjektive Affekt-Laute nachweisbar?<sup>2)</sup>

1) Vgl. Pott E. F. I<sup>2</sup> § 2 S. 5, Steinthal, Charakt. 1860 p. 301, Delbrück l. c. S. 90.

2) F. ist entschiedener Gegner des Darwinismus; ob auch der An-



Unter den Synonymen begegnet uns etwa ein Dutzend für schreien und tönen; für hell sein und scheinen etwa sechs. Begehren, gern haben, beachten: vier. Erreichen, durchdringen: vier. Gehen, erregen, treiben: fünf. Atmen, hauchen, stürmen: vier.

Danach hätten Geräusche aller Art am meisten zur Auslösung von Sprachlauten getrieben, ein Ergebnis, welches theoretisch ganz gut passen würde zu der Ansicht, dass die Sprache sehr wesentlich abhängig war von dem höheren musikalischen Talent des Menschen in Gehör und Stimme. Wären wir berechtigt die Wurzeln so einzuteilen

A. Affekt-Laute, welche nicht Mitschwingung äusseres Geschehens sind,

B. Reflexe, verursacht durch Naturvorgänge,

a) akustische

b) an-akustische,

so sind in dieses Schema aus Ficks Verzeichnis unter B, b die Gesichtsvorstellungen hell sein, scheinen einzuordnen, während unter A gehören würde: gern haben, begehren. Zu A würde man wol auch rechnen gha gähnen, klaffen, dha, setzen, stellen, legen, na neigen, beugen, pa trinken, spa blasen, gar verschlingen (IV, 119). Für den Tastsinn fände sich kein gesonderter Kreis. Dagegen fehlt es nicht an Beispielen von Übertragung

sicht, dass der Mensch aus tierischer Grundlage sich herausgearbeitet hat? Vom Affen braucht er sich ja nicht fortgebildet zu haben, Gerland, Anthropol. Beiträge I S. 168 f. Fechner, Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen p. 81 f. F. spricht IV, 6 von den rohen Ansichten, wonach die Sprache sich ihren Elementen nach aus dem tierischen Gebrüll und sinnlosem Nachblöken fremder Töne emporgerungen hätte. Allein, wenn jenes Nachblöken stattgefunden hätte, so wäre es kaum sinnlos zu nennen, denn es wäre ein Reflex, welcher bei völliger Gesundheit des Organismus ohne Wahl mit Notwendigkeit hervorgebrochen wäre. Ob F. die Reflextheorie ebenso beurteilt, weiss ich nicht.



zwischen Gesichts- und Gehörs Wahrnehmungen (vgl. Wundt, Phys. Psychol. Erste Aufl. S. 850) <sup>1)</sup>:

abh-bha tönen, hell sein, scheinen

ra, ar-ar tönen, hell sein

ga tönen, hell sein

ka tönen, brennen

ba „Tonwort“ — bha scheinen, hell machen.<sup>2)</sup>

Da Fick „nicht mehr dem Wahne verfallen ist, es müsste für die Verba der Ursprache immer eine möglichst grobsinnliche Bedeutung aufgestellt werden“, so finden wir Wurzeln von sehr vager Bedeutung, welche also vortrefflich zur Apperception d. h. zur Specialisierung des Sinnes geeignet waren.

ag-ga erregen (IV, 23); pru schwimmen 31 und 67 allgemeines Verb der Bewegung; ta ganz allgemein wirken, zurecht-machen 52; ma in dem allgemeinen Sinne bereiten, beschaffen 54; ap-pa erreichen, erlangen 67, sa einen Ort einnehmen 72, va Wurzel der Bewegung 81, da (ebenso) 106.

Wir müssen noch länger bei F. verweilen, weil sein scharf-

1) Der Eindruck der Vokale ist mehrfach mit dem bestimmter Farben verglichen worden, ja sogar mit Consonanten hat man die Vorstellung von Farben associirt vgl. Fechner, Vorschule der Ästhetik I 176, 177. II 315 f. Nach den statistischen Beobachtungen Fechners erscheinen a, e, i als heller, o, u als dunkler. Den entschiedensten Eindruck unter den Vokalen machen i als gelb, a als weiss, u als schwarz. Aber auch e hat, nur mit geringerem Übergewicht als i, gelb als Hauptcharakter, indess o mit dem Hauptcharakter rot erscheint, beides doch wahrscheinlich nur, „weil e im Worte gelb, o im Worte rot vorkommt“ ... Niemals ist a als gelb, e und i schwarz, o und u weiss, u gelb gefunden worden. Zwangsmässige Lichtempfindungen durch Schall haben untersucht Bleuler und Lehmann, Lpz. 1881, Fues. Leider sind bei Fechner keine Untersuchungen über ei, oi, au angestellt. Vgl. auch Ztschr. f. Vps. XV, 455 f. u. Gaudy, Werke von Arthur Müller, II 3: weisse Häuser schreien lustjauchzend auf aus der violetten Folie des Gebirges, wenn sie von der Sonne beglänzt werden.

2) Über schliessendes r, n, m IV, 85—87. 22. 47. 92; über Umstellungen wie ap und pa vgl. Schmidt, Die Wurzel ak (1865) S. 10, Schleicher, Beiträge II, 96, Compend. <sup>4</sup> § 206, Misteli, Ztschr. f. Vps. XV, 196.



sinniger Versuch der einzige vollständige ist. Sehen wir also zu, wie F. diesen von ihm festgestellten Sprachschatz charakterisiert und klassifiziert.

Alle Laute zerfallen in zwei Klassen, je nachdem sie zu ihrer Hervorbringung (IV, 3) einen niedern oder höhern Grad der Geistestätigkeit erfordern. So gibt es eine verschwindend kleine Minderzahl sprachlicher Grundbestandteile, deren Hervorbringung kein Selbstbewusstsein notwendig voraussetze. Das sind die sogen. Empfindungslaute, Schall-Nachahmungen und Lallwörter. Die Mehrzahl dagegen, die zweite Klasse, diene zum Ausdruck von Begriffen, die nur vom selbstbewussten Denken gefasst und lautlich dargestellt werden konnten. Die Empfindungslaute wurzeln „offenbar in dem Schrei, welchen der von einer direkten Gefühlswallung heftig ergriffene und dadurch des klaren Selbstbewusstseins momentan beraubte Mensch ausstösst. Dieser Original-Schrei findet in der menschlichen Rede in seiner nackten Natürlichkeit keinen Platz.“ Sonach müssen wir teilen:

A. Empfindungslaute (Onomatopöie? IV. 7. 8. 18; Lallwörter la-la, ata)

B. Begriffslaute

a) Pronomina

b) Nomina und Verba

1. nicht zusammengesetzte

2. zusammengesetzte

α) mit sich selbst: Reduplikation

β) durch gleichartige Elemente  $\xi\sigma\theta\omega$  esse aus  $\epsilon\sigma-\theta\epsilon$  (tun)

γ) durch ungleichartige Elemente ad-ma (ich) ádmá, ádma, ádmi ich esse

3. in der Wurzel veränderte

α) ohne neue Elemente (Schwächung des Vokals IV, 19—44)



β) durch Determinative IV, 44 f.<sup>1)</sup>

α) unselbständige Determin. a, n, m

β) selbständige Determin. k, g, d, dh, p, b, bh, r,  
IV, 51 f.

Die Lallwörter (Tändelnamen) haben in einigen Sprachen ernsteren Klang gewonnen und sind zu traulichen Benennungen der Eltern und überhaupt älterer Personen geworden (Fick, Die ehemal. Spracheinheit S. 271); im Slavischen hat eine Ableitung von ata (poln. oiciec) den alten Vaternamen sogar ganz verdrängt; Wörter der Art sind ata, tata, nana; atā, nanā, mā, mamā.

Wir gehen über die Anfechtbarkeit der angeblich verschiedenen Art der Entstehung der beiden Klassen hinweg, als über eine lediglich psychologische Frage. Dagegen hat, was geschichtlich wichtig ist, Bréal hervorgehoben. Jene Sylben, sagt er, sind vielleicht déjà usées par le frottement des siècles. Somit kann entweder die Form der Laute, oder ihre Zahl, oder ihre Bedeutung Bedenken erregen. Die Form nun wol kaum; wenigstens Einfacheres können wir uns nicht denken als ma, pa, ka. Ist es aber wahrscheinlich, dass der Inhalt, die geistige Seite, unsern Vorstellungen davon entspricht, wie die Sprachschöpfung in jenen alten Zeiten vor sich gegangen ist? Da kommt man immer wieder auf den Gedanken zurück, dass wir in diesem Wurzelverzeichnis wol zwar im wesentlichen die indog. Ursprache haben, dass aber dieser Bestand schon sehr viel Zeit zu seiner Entwicklung gebraucht hat.<sup>2)</sup> Denn die ältesten Denkmäler, aus welchen diese Wurzeln abstrahiert sind, mögen wirklich 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden sein — wieviel Jahre haben noch vor diesem Zeitpunkt gelegen?

1) Über anderweitige Äusserungen Ficks s. Delbrück l. c. S. 81 f. Bréals Einwände gegen F. examen critique de quelques théories u. s. w. Journal des sav. Octob. 1876 p. 632 f. oder Mélanges etc. Paris 1877.

2) Vgl. Windisch in K. Z. XXI, 398.



Die Klassifikation der Wurzeln endlich ist noch unsicher. Ausser den pronominalen und prädikativen scheinen, als ein mittleres Gebiet, subjektive oder Begehrungswurzeln anzusetzen. Warum sollte nicht ein lebhaftes Begehren einen Laut cha erzeugt haben, welcher dann zum Symbol des Begehrens geworden ist? Es wäre nicht nötig, denselben Affekt-Laut in andern Sprachen, als allgemein menschlichen, wieder zu finden, schon darum nicht, weil er untergegangen sein könnte, von einem andern verdrängt.

Delbrück l. c. S. 78 sagt: „Mehr Bedenken erregen gewisse Partikeln z. B. die Partikeln der Abwehr und Ermunterung mā und nú. Wie diese Wörter, welche weder eine Erscheinung benennen, noch den Sprechenden mit seiner Umgebung in augenblickliche Beziehung setzen (?), in eine der vorhandenen Abteilungen eingefügt werden können, ist schwer zu sagen.

Vielleicht wäre noch eine dritte Klasse anzusetzen, nämlich solche Wurzeln, welche als Begleiter von allgemeineren Empfindungen auftreten und mit den Interjektionen, die doch nicht völlig aus der Sprache auszuschliessen sind, zusammengehören.“ Vgl. Gerland, Anthropol. Beiträge I p. 301 f. 376.

Trotz der Kürze der Darstellung, welche übrigens nichts Wesentliches verschwiegen hat, leuchtet die Ungunst der Verhältnisse hervor. Denn wir wissen weder den sichern Bestand einer Ursprungs-Periode anzugeben, noch sind wir im Stande, die Wurzeln nach ihrer verschiedenen Herkunft zu unterscheiden, ob sie Mitschwingungen äusseres Geschehens sind, oder ob sie der erregten Empfindung des Menschen als ein unwillkürliches Mittel der Befreiung gegolten haben. Dieses letztere ist nicht gleichgiltig. Denn wenn auch der Mensch, welcher gha oder cha schreit, sobald er in einer bestimmten leidenschaftlichen Erregung ist, dadurch eben der Leidenschaft gewissermassen unterliegt, da er sie ja mit einem Zeichen seines Affekts verrät, so würde er sich doch andererseits durch Fest-



haltung und Verwertung dieses Lantes schöpferisch zeigen, indem er einen Laut besitzt, welcher ganz sein eigen ist, keine Mitschwingung eines Klanges oder Glanzes der umgebenden Welt.

Bei dieser Ungunst der Verhältnisse scheint es nicht einmal geraten, Ficks Wurzelverzeichnis psychologisch durchzuarbeiten zu dem Zweck, daraus die Grundlage indogermanischer Sprach-Apperceptionen zu entnehmen. Mehrfach behindert, seinen psychologischen Anschauungen beizustimmen, hebe ich doch seine Schlusssaufforderung (IV, 120) hervor: „Es sei zu untersuchen, ob nicht mehrere der gleichlautenden aber scheinbar bedeutungs-ungleichen Elemente sich auf einen gemeinsamen Sinn und damit auf eine Wurzel reducieren lassen. Einige Andeutungen dieser Art sind bei der Aufzählung der Verbal-Elemente schon zu geben versucht, jedoch sei die Frage im Zusammenhange und nach eingehendem Studium der Art der Bedeutungsübergänge, wie sie sich in den ältesten Sprachzuständen zeigt, zu behandeln. Erst nach Vollziehung dieser Operationen dürfe man annehmen, die wahren Verbalwurzeln der indog. Sprachen, oder, was ganz dasselbe ist, den Verbal-schatz der urältesten Periode unseres Sprachstammes gewonnen zu haben.“

Wer dieser Anweisung zu folgen geneigt ist, wird sich nur immer wieder sagen müssen, dass die „ältesten Sprachzustände“ von ihrem Ursprung an gerechnet freilich ein respektables Alter haben, dass sie aber von diesem Gesichtspunkt aus für uns viel zu alt sind, während sie wieder, von uns aus betrachtet, viel zu jung sind, wenn sie auch Denkmälern entnommen sind, die bereits ein paar tausend Jahre alt sind.

Demnach werden wir, da wir uns zu leicht im Urwald verlaufen können, immer wieder auf die Gärten jüngerer Literaturen hingewiesen, die ja selbst für den leidenschaftlichsten Sucher ausgedehnt genug sind und noch nicht von so betrübender Zahmheit, dass in ihnen ein kleines Abenteuer des Verlaufs



als ausgeschlossen erscheint. Nur schiene dabei von Vorteil, ja auch von Reiz, sich nicht auf ein Idiom zu beschränken. Vielmehr muss sich ja doch die Gleichheit oder Verschiedenheit menschlicher Auffassung aus der Durchmusterung verschiedener Sprachen ergeben. Da nun sowol die indogerm. Etymologie als auch die semitische relativ hoch entwickelt sind, so empfiehlt es sich, nach bestimmten Kategorien Vergleichen zwischen ihnen anzustellen. Dazu nehme man dann, der Abwechslung halber, eine recht einfache, arme Sprache, welche nicht den Verdacht erregt, von besonderer etymologischer Verschlagenheit zu sein, um sie mit jenen beiden hochstehenden Sprachen zu vergleichen. Der „historische“ Sprachforscher sei unbehelligt von solcher Vergleichung; sie ist ein Privat-Vergnügen des Psychologen und der „historische“ Sprachforscher braucht die Tragödenstirn nicht in bedrohliche Falten zu ziehn, wenn man jene Vergleichung in gebührender Bescheidenheit nicht als historische sondern als psychologische Arbeit bezeichnet.<sup>1)</sup> Wie es vergleichende Syntax gibt<sup>2)</sup>, so sollte vergleichende Bedeutungslehre nach bestimmten Kategorien in Angriff genommen werden. Wenn die Menschen das Bedürfnis haben neue Gedanken zu bezeichnen, Empfindungen, Ereignisse, Gegenstände, so sind sie allemal genötigt, das Neue an das Alte anzulehnen, es durch Vergleichung mit dem Alten zu bezeichnen. Die Leute, welche den Branntwein noch nicht kannten, nennen ihn, weil er im Munde brennt und überhaupt erhitzt, Feuerwasser, irgendwelche Insulaner, denen Pferde unbekannt, Schweine dagegen bekannt waren, nannten, glaube ich, die Pferde langbeinige Schweine u. s. w. Unser deutsches „sehen“ wird mit *sequor* und *ἑπομαι* oder mit

1) Die von O. Schrader erwähnte Dissert. von A. Rosenstein „Die psychol. Bedingungen des Bedeutungswandels der Wörter“ Danzig 1884 ist mir nicht zur Hand; sie schliesst sich an Wundt an.

2) G. v. d. Gabelentz, Ztschr. f. Vps. VI, 376 f. VIII, 129 f. 300 f. und B. Delbrücks Syntakt. Forschungen 1871 f.

Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte.



sak (secare) zusammengebracht (Fick Vgl. Wb. II (V) p. 476, 477), sodass es entweder mit den Augen folgen oder sichten bedeutet; eine species des Folgens oder Sichtens wird also unter das genus subsumiert oder die Blicktätigkeit unserer Augen wird als eine Art des Folgens aufgefasst. Die ehrwürdige Wurzel sak hat also in diesem Falle im Laufe der Zeiten ihre Bedeutung geändert.

Paul hat sich in der zweiten Auflage des genannten Buches mehrfach mit dem Bedeutungswandel beschäftigt Kap. IV S. 66 f. VII, XIV, XIX, u. XXII. Die beiden Kategorien, unter welche er die Erscheinungen einordnet, sind die umfangreichsten, welche sich denken lassen und wol bekannt: Erweiterung und Verengung der Bedeutung (80 f.), wobei er richtig bemerkt, dass der Bedeutungswandel sogar Wortgruppen und ganze Sätze trifft. Schrader (in dem citierten Vortrag) spricht ebenfalls von der Verengerung und Erweiterung (p. 9. 10). Heiland ist uns nicht mehr jeder beliebige Heilende, sondern nur Jesus; ahd. sahs bedeutet ursprünglich das steinerne Messer, dann jedes kurze, auch metallene Schwert. Drittens hat Schrader die Kategorie der Verschiebung (p. 11). Beispiel: griech. *φηγός* = lat. *fagus*, ahd. *buohha* (die Buche) nimmt die Bedeutung Steineiche an, weil es in der historischen Heimat der Hellenen keine Buchen mehr gab. Ein persisches Wort für Fasan wird in Europa zur Bezeichnung von Vögeln verwertet, welche für die Menschen zunächst eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Fasan gehabt haben müssen, der Trappen, Auerhähne und Truthähne. Viertens erwähnt Schrader (p. 11 f.) einen Wechsel im Rang und Gefühlswert der Wörter; Ross fing einmal an als unfein zu gelten (wie uns Freytag erzählt), während das ausländische Pferd (*paraveredus*) vornehm wurde; im Märchen ist Rotkäppchen eine kleine süsse Dirne (wie der holde Kindermund behauptet sogar eine kleine süsse Birne), während jetzt Dirne eine üble Bedeutung hat u. s. w. Diese vier Arten des Bedeutungswandels nennt S. *apperceptive* (nach



Wundt, Logik I, 1880, S. 30 f.), sie beruhen auf Determination, wodurch die mit einem Wort verbundene Vorstellung in sich Veränderungen erfährt.

Von diesem apperceptiven Bedeutungswandel unterscheidet S. eine zweite Klasse, für welche er den Namen der Association annimmt. Es werden nämlich häufig Namen in der Weise gebildet, dass neue Begriffe an bereits vorhandene associiert und durch adjektivische, auf ältere Substantiva bezogene Bildungen bezeichnet werden. Die ältesten Indogermanen kannten das Kupfer; als sie nun Gold kennen lernten, nannten sie es gelbglänzendes Kupfer, Silber weissliches Kupfer, Eisen bläuliches Kupfer. Anderwärts wurde, im Anschluss an das bekannte Eisen, das Gold gelbes, das Silber weisses Eisen genannt. Als eine Art der Association bezeichnet S. ferner besonders die Bedeutungsübertragung (S. 13), welche neue Kulturbegriffe nach der Ähnlichkeit benennt, welche sie mit schon bekannten Dingen haben. So hatten die Griechen in dürftigen Anfängen der Schifffahrt ein Fahrzeug *κύβη* Topf genannt, später aber, obgleich sie andre Seefahrer wurden, das Wort beibehalten, während doch die Bezeichnung für die neuen Fahrzeuge nicht eigentlich passend gewesen sei. *Σκάφος* heisse Trog, das sei später kein passender Name für die Schiffe gewesen.<sup>1)</sup>

Schraders Schema ist also etwas reichhaltiger gegliedert als das Pauls. Eine Kritik des ersteren zu liefern ist ziemlich zwecklos. Denn wenn es auch logische Mängel hätte, so ist es gewiss eine nützliche Topik zur Aufsuchung und Classification von Tatsachen. Pauls Schema scheint mir unanfecht-

1) Ausserdem s. Curtius Gr. Et. <sup>4</sup> p. 91 f. Steinthal, Ztschr. f. Vps. I p. 416 f. L. Tobler, Ztschr. f. Vps. I 349—387; ich finde, dass die gründliche Arbeit Toblers nicht die genügende Rücksicht erfahren hat. Darum wird sie oben in Kürze dargestellt; vgl. ib. 381 f; XIV, 410 f. über den Begriff und besondere Bedeutungen des Plurals bei Substantiven, von demselben Verfasser.



bar, aber auch, bei gleichem Umfang, inhaltsleerer als Schraders. Die Hauptsache aber bleibt doch jedenfalls die, durch Beispiele zu erläutern; hat man sie nach dem vorliegenden Schema gesammelt, so ergibt sich vielleicht ganz von selbst eine andere Einteilung.

L. Tobler unterscheidet folgende Arten der Bedeutungs-Änderung:

I. Immanente d. h. so, dass die Veränderung aus einer der Sprache selbst ursprünglich innewohnenden, der natürlichen Ordnung der Dinge entsprechenden Anlage zur Entwicklung zu begreifen ist.

A. Stufenweise

1. wirkliche, den realen Gehalt der Bedeutung betreffende

a. materielle, Versetzung in eine andere Begriffssphäre, coordinierte, höhere oder niedere.

α) Übergang von einer Sphäre der Sinnenwelt auf die andere.

αα) zwischen den fünf Sinnen (z. B. Gesicht und Gehör).

ββ) zw. Sinneswahrnehmung und mechan. Bewegung.

γγ) zw. Sinneswahrnehmung und sinnlichem Lebensgefühl.

β) Übergang von der sinnlichen Welt auf die geistige.

γ) Übergang innerhalb der geistigen Sphäre, von einem auf ein andres Geistige.

δ) Übergang vom Geistigen auf das Sinnliche.

b. Formelle, Verengerung und Erweiterung innerhalb derselben Begriffssphäre, Schwächung der Bedeutungskraft, Änderung der Bedeutungsweise überhaupt.

2. scheinbare (Metapher im engeren Sinne).

3. Sprungweise d. h. ohne nachweislichen Übergang aus



einer frühern besondern Bedeutung in eine ebensolche spätere, sondern nur zu begreifen mit Rückgang auf allgemeinere Bedeutungsfähigkeit des ursprünglichen Wortes.

II. Zufällige, Aufkommen und Geltung von Wörtern nicht auf allgemein psychologischem Wege, durch naturnotwendige Verbindung der Dinge und Ideen, sondern durch speciell geschichtliche Ursachen, kleinere Ereignisse oder grössere Culturbewegungen, oft unter Mitwirkung von Missverständnis, Nachahmung, Anspielung, Entstellung auch in Beziehung auf die Form des Wortes.

- 1) unentstellte alte Wörter der eigenen Sprache, welche aber durch geschichtliche Umstände einen besondern Begriff oder Nebenbegriff erhalten haben. So gibt Buche „das Buch“, was historisch zufällig ist.
- 2) reine Lehn- oder Fremdwörter.
- 3) sog. Volksetymologien.

Hier haben wir also ein noch feineres Netzwerk ausgespannt, um den Reichtum der Sprache zu ordnen.

Unsere geschichtlichen Beispiele oben verlangen also eine Einordnung in eins dieser uns zu Gebote stehenden Systeme oder eine allgemeine Charakteristik der sich in ihnen aussprechenden Eigenheit menschlicher Auffassung und Benutzung der Überlieferung. Die Sachlage ist durchgehends die, dass eine stetige Überlieferung von Gedanken und Worten stattfindet, dass die Empfänger andere Gedanken haben oder bilden und dass sie für diese Gedanken entweder den bisherigen Ausdruck beibehalten oder umformen, dass sie aber auch die überlieferten Gedanken beibehalten, obgleich sie in Widerspruch stehen mit der Denkweise der Gegenwart. Dieses ganze Verfahren der Aneignung für das geistige Bedürfnis wird geprüft nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses, was für das Denken, auch wenn es nicht Philosophie ist, gelten soll. Wir haben



es hier also nur zum geringeren Teil mit Sprachmischung im engeren Sinne, mehr mit Gedankenmischung zu tun.

Wir denken die Teilnahme der Natur entschieden nicht in dem Sinne des alten Testaments, ja wir glauben überhaupt nicht daran. Gleichwol äussert die andächtige Empfindung des Kirchenbesuchers jenen angeblichen Glauben in den Liederversen, welche ihr Herkommen aus dem alten Testament deutlich zur Schau tragen. Glaubte Lucan<sup>1)</sup> seine Worte Pharsal. I 45?

Te, cum statione peracta  
Astra petes serus, praelati regia caeli  
Excipiet, gaudente polo: seu sceptrum tenere,  
Seu te flammigeros Phoebi conscendere currus,  
Telluremque nihil mutato sole timentem  
Igne vago lustrare iuvat: tibi numine ab omni  
Cedetur: iurisque tui natura relinquet  
Quis deus esse velis, ubi regnum ponere mundi . . .  
Aetheris immensi partem si presseris unam  
Sentiet axis onus; librati pondera caeli  
Orbe tene medio: pars aetheris illa sereni  
Tota vacet, nullaeque obstent a Caesare nubes.

Glaubten ihm seine Leser? Nein, er und sie taten sich gütlich in der Empfindung, in einem kurzen Gefühlsrausch schwungvoller Verse. Mit der Verherrlichung eines Cäsar waren gewisse Redewendungen herkömmlich verbunden: also werden sie beibehalten. Der polus muss sich freuen, eine ganz formelhafte Redensart. Die Sonne galt einmal als wagenlenkender Phöbus, es gab einmal einen traurig endenden Versuch, die Stelle des Phöbus für einen Tag einzunehmen, also muss auch jetzt das alte Bild erhalten, aber der Cäsar wird besser bestehen, wie Phaeton, wenn er — den nicht vorhandenen Wagen des nicht vorhandenen Phöbus nie besteigt u. s. w. Ehrwürdiger, weil auf Gott gerichtet, sind uns die Gedanken unsrer kirchlichen Dichtung, aber sie teilen mit

1) geb. 39, gest. 65.



denen des römischen Dichters eine formale Eigenschaft, dass sie nämlich nicht mehr im alten Sinne empfunden werden. Und überhaupt Alles, worin Teilnahme der Natur von unsern Dichtern ausgesagt wird, ist im besten Falle ein kurzer Traum, wenn nicht eine mechanische Wiederholung überlieferter Beispiele, eine analoge Erweiterung früheres Redegebrauchs, wie Lucans *gaudente polo*.

Nennen wir diesen Preis Gottes mit diesen Worten eine Apperception? Ich denke ja. Dann müssen wir sagen, dass der Gefühlswert der Überlieferung ihr zähes Festhalten verursacht hat, dass sie aber doch jetzt einen andern Gefühlswert besitzt als früher, dass ihr logischer Wert ganz verändert ist. Dazu gibt eine Analogie das grosse Gebiet des religiösen Glaubens überhaupt. Wäre er nicht ein Bedürfnis der Menschen, so erhielte er sich nicht, trotz der logischen Widersprüche, welche ihm so oft vorgeworfen sind und welche der Verstand gegenüber „der reinen praktischen Vernunft“ nicht fahren lässt. Dieser Zwiespalt zwischen Gefühl und Logik wird theoretisch nicht überwunden, aber praktisch stets ausgefüllt durch Beibehaltung beider Gedankensphären. Nach menschlichen Begriffen unverschuldetes Unglück ruft einen bitteren Zweifel an der Gerechtigkeit und Güte Gottes hervor, aber die Mutter, welche die bittersten Thränen über das Unglück ihres Kindes und ihr eigenes vergiesst, geht doch ruhig zur Kirche und singt: wer nur den lieben Gott lässt walten, oder: was Gott tut, das ist wolgetan. Der Wille zum Leben lässt nicht zu, dass ihr Denken entwurzelt und ratlos umhergeworfen wird, sie kann sich nicht selbst aufheben durch die Anerkennung völliger Verlassenheit und Schutzlosigkeit, also flüchtet sie sich zum Glauben oder zu Formeln, in denen er geläufig ist. Der Wille also ist in beiden Fällen mächtig. Die Gefühlsbefriedigung durch die von der Überlieferung ausgeprägten Gedanken befriedigt den Willen, vom Ernsten und Grossen sich abstufend zu Heiterem und Kleinem. Zugleich



ist der Andächtige an diese Überlieferung gewöhnt und, wie sie seine Gedanken vorübergehend erhebt, so sind sie ein bequemes Mittel, ein stets dargebotenes Substrat seiner Empfindungen.

Dies sind also Apperceptionen aus metaphysischen, ethischen und religiösen Bedürfnissen.

Ästhetischen Neigungen entsprechen die Überlebsel mythologischer Art. Doch wissen wir ja, dass Ethik und Ästhetik sich berühren<sup>1)</sup>, wie wir ja mehrere Untersuchungen über Ethisches und Ästhetisches im Sprachgebrauch besitzen. Die Berührung, welche diese Apperceptionen mit denen der ersten Klasse haben, zeigt sich darin, dass die Faktoren dieser Apperceptionen (Worte und Wendungen) zum Teil Gegenstand früherer Metaphysik waren, wie die Götter, die Sterne, der Himmel, die Hölle. Auch hier wirkt die Bequemlichkeit überlieferte Ausprägungen zu benutzen und der Umstand, dass diese Ausprägungen von jeher ästhetischen Reiz hatten. Auch diese Apperceptionen erinnern an die Wirksamkeit des Willens, da sie eine Gefühlsbefriedigung anstreben. Formal wird diese, in beiden Klassen gemeinsam, erreicht auf mehrfache Weise. Der Mensch versucht die Wirksamkeit seines Wesens zu erweitern (in Gedanken) durch den Traum, als ob allerlei sonst empfindungslose Wesen mit ihm empfinden. Oder er sucht die Wucht seiner Person, die Sehnsucht seiner Liebe und die Gewalt seines Hasses, durch hitzige Übertreibung seiner Rednerei eindringlicher zu betätigen. Endlich gibt er anschaulichen Dingen und Eigenschaften einen Gefühlswert, welcher nicht anschaulich ist.

Damit ist verbunden ein Zurücktreten der Reflexion zu Gunsten des Gedächtnisses, eine Einschläferung des Denkens durch das Wogen der Empfindung, ein Verblässen ursprünglicher Sinnlichkeit zu Gunsten eines abstrakten Gefühlswertes.

1) Fechner, Vorschule I 36 spricht von einer allgemeinen Hedonik.



Was bei einzelnen Wörtern geduldet wird, dehnt sich auf Redensarten aus, was eine einzelne, für sich stehende Anschauung erlebt hat, begegnet in Schilderungen.

Die Analogie in der Formenbildung findet ihr Gegenstück in der Analogie der Gedankenbildung. In beiden Fällen glauben wir richtige und erlaubte Analogie von falscher und unerlaubter unterscheiden zu müssen.

Wie Formen Macht gewinnen, so gewinnen Worte, Gedanken und ganze Kreise von Gedanken Macht, sodass man erstaunt über die Neigung der Menschen, ihre Überlegung schweigen zu lassen.

Wie Sprache aus Gefühl entspringt, so kehrt sie gelegentlich zu ihrem Ursprung zurück. Nennen wir Sprache einen Ausfluss des allgemeinen Willens zum Leben, so zeigt sich ihre Abhängigkeit vom Willen wie in den von den Strahlen der aufgehenden Sonne der Urzeit beleuchteten Keimen, so in den von der vollen Mittagsglut der Entwicklung beschienenen mannichfach gegliederten und verzweigten Bildungen. Was einst ein verhältnismässig roher Klang war, ist jetzt Inhalt für einen mitunter kaum auszudenkenden Reichtum des seelischen Besitzes geworden, was einst als festgeprägter Gedanke Eigentum des Menschen war, ist jetzt oft zu einem Hauch des Gefühls verflüchtigt, sodass wir Stücke aus dem Hausrat der Urväter oft, wie Kinder spielend zu tun pflegen, ihrer ehemaligen Bestimmung und Geltung entgegen, ziemlich gedankenlos, aber nicht ohne Genuss, im Denken hin und her wenden.

Die Neigung, bei der Beurteilung oder Apperception von Dingen analogisch und summarisch zu verfahren, ist uns oft entgegengetreten: ein unschädliches Gegenstück zu der entsprechenden schlimmen Art die Menschen sittlich zu beurteilen, ihren Wert und ihre Handlungen oder Leistungen mehr nach Neigung und Abneigung als nach gewissenhafter Prüfung der Tatsachen zu beurteilen. Der Äther, der den Euripides heiter machte, war selbst heiter: dagegen lässt sich nichts sagen. Die



frisch sprossende Saat, die uns mit Freude erfüllt, mag ruhig „für Freuden lachen“. Aber sehr beliebt ist folgender schlimme Fehlschluss: ich bin ein guter Mensch, ich denke xyz, wer nicht xyz denkt, was mir tiefste Überzeugung ist, der ist ein Schuft. Oder: ich kenne (sagt A) einen B, der ist ein schlechter Mensch und denkt nicht xyz, also ist auch C, der gleichfalls nicht xyz denkt, ein schlechter Mensch.

Mein Gedanke a ist wahr, ihn muss Jeder denken können, D erklärt ihn für falsch, also ist D ein Lügner, wenn er mein a nicht als richtig anerkennt.

Damit verglichen sind der blaue Gott, die blaue Göttin, die blauen Pferde, der blaue Wagen, die blauen Schweisstropfen ein logisches Labsal. Leider sehen wir aber, dass mit naivster Ausdauer auch im öffentlichen Leben, vor aller Welt, die Menschen mit dem Verdächtigungstempel sehr freigebig umgehen, dass sie aus Faulheit des Denkens und Arbeitens, aus krankhafter Eitelkeit und lächerlichem Grössenwahn die anders Urteilenden nach den obigen Recepten behandeln und mit weniger als Sperlingseinsicht, aber mit mehr als Sperlingsanmassung ihr eigenes Wesen zu behaupten suchen. Ich meine jene Sperlinge der Lessingschen Fabel, welche eine neugebaute Kirche für einen unbrauchbaren Steinhaufen erklärten, da sie in ihr die alten Brutlöcher des alten, verfallenen Baues nicht wieder fanden.

Zu jener summarischen Apperception, zu der Neigung kurz abzusprechen, steht im Gegensatz eine andere, gelegentlich beliebte, deren Betätigung es auf ein paar Worte nicht ankommt ja die sich wol fühlt, wenn sie sich in Worten ergehen kann, die wir aber bereits oben von dem Verdacht zu reinigen suchten, dass sie dem Princip des kleinsten Kraftmasses widerspricht. Schliessen wir aus Sprach-Gewohnheiten der Gegenwart mit Recht auf solche ältester Zeiten, so finden wir glaublich, dass die Doppelung ein ebenso naturgemässes wie beliebtes Mittel des Ausdrucks gewesen ist. Zulus, die vor einigen



Jahren in London anwesend waren, traktierten einen Europäer, welcher ihre etwas hastige Galanterie gegen ein englisches Mädchen zu mässigen suchte, mit sekundenlangem kakakaka-Geschrei. Je wilder ein solcher Ausbruch ist, desto natürlicher ist er, je natürlicher, desto wahrscheinlicher uralt. Die Verbreitung dieses Sprachmittels hat uns bekanntlich Pott in erschöpfender und anziehender Weise dargelegt (Doppelung, 1862), während Bindseil (Abhandlungen zur vergl. Sprachlehre, 1838), auf die bezeichnende Kraft der Verdoppelung nur für ein kleineres Gebiet aufmerksam gemacht hat (p. 596 f.).

Wir sagen heute: bitte, bitte. Die gekränkte Frau aus dem Volke erleichtert sich in Worten, indem sie mit lang nachrollendem Donner etwa sagt: das ist ja eine Dreistigkeit ist es, ist das, dass es ist. Sonst glaubt es am Ende der nicht, dem sie es zuruft. Der wirklich teilnehmende Arzt fasst sein Recept für den Patienten zusammen („um es kurz zu sagen“): Ruhe, Ruhe, Ruhe, Ruhe. Eine Ärztin, welche alle körperlichen und geistigen Leiden der Menschheit von der gewohnheitsmässigen Überfüllung des Magens herleitet, wiederholt als ihr *ceterum censeo*: hungern, hungern, hungern, hungern!<sup>1)</sup> Dass dabei auch die Vorliebe für den Rhythmus befriedigt wird, scheint mir nicht zweifelhaft. Dieser Neigung entsprechend werden aber auch verschiedene synonyme Bestandteile verbunden, wobei denn freilich der Umstand wirksam wird, dass einer davon seine Bedeutung im Lauf der Zeit abgeschwächt haben kann. Holzman l. c. p. 28 drückt dies so aus: *hanc rem, nempe motus singulos plures initio pluribus expressos verbis frequenti coniunctione in unum quasi abire, condensari eumque unum motum condensatum uno potissimum verbo eoque non tam graviori sententia quam acutiori sono insigni exprimi, manifestius docet, quod variis linguarum negationis particulis occurrit et.*

1) Vgl. „Neustes Extrablatt das neuste!“



Liebe und Hass (also Wille) führen zu gehäuften Synonymen und Vergleichen, einer Doppelung höherer Art. Wie die Katze das Mäusen nicht lässt, so die Sprache nicht die alte Neigung, durch Häufung des Ausdrucks nachdrücklich zu werden. Da das erlaubt ist, was gefällt (oder wäre es nicht so?), so braucht man Worte, die, genauer besehen, nicht schön sind. Im Russischen (höre ich) gibt es sehr anstössige Flüche, die aber in der anständigsten Gesellschaft gebraucht werden, da man sich des Sinnes der Worte nicht mehr bewusst ist. Finden wir es immer unpassend, wenn Jemand versichert, ihm sei sauwohl? d. h. doch so kannibalisch wohl, wie einer Sau, die sich mit Behagen auf dem Misthaufen wälzt und dabei scheusslich grunzt.

Da nun hier von Gefühlswerten und deren Veränderung gehandelt wurde und vom Haushalt des geistigen Lebens, so liegt es nahe, eine Anknüpfung an diejenigen Untersuchungen anzustreben, welchen als ein neben anderen Zielen psychologischer Forschung zu erreichendes Ziel die Messung seelischer Vorgänge gilt. Wir haben also bei diesem Versuch der Anknüpfung uns zu vergegenwärtigen, was von der Psychophysik hier psychologisch verwertbar erscheint. Da nun jeder Schreibende schliesslich auf Leser rechnet, so ist es erforderlich, für die etwaigen philologischen Leser einige Vorbemerkungen zu machen. Wir benutzen dazu die Belehrungen Fechners, des verehrten Meisters, welcher die Psychophysik ausführlich begründet und sein System dauernd gegen abweichende Ansichten mit glänzendem Scharfsinn verteidigt hat. Daran schliesst sich die Fassung Wundts.

Fechner<sup>1)</sup> also nennt Psychophysik die Kenntniss der Gesetze, nach denen Leib und Seele zusammenhängen. Nichts

1) Elemente der Psychophysik, 2 Bände, 1860. In Sachen der Psychophysik 1877. Revision der Hauptpunkte der Ps. 1892. Über die psychischen Massprincipien und das Webersche Gesetz in Wundts Philos. Studien IV p. 161—230. 1887. F. ist uns nun entrissen! † 18. XI. 87.



im Geiste kann bestehen, entstehen, gehen, ohne dass etwas im Körper mit besteht, entsteht, geht, was seine Wirkungen und Folgen in den Umkreis und die Zukunft der Körperwelt hinein erstreckt. Alles Geistige hat seinen Träger oder Ausdruck in etwas Körperlichem und dadurch seine weiteren Wirkungen und Folgen im Körperlichen. Das Geistige aber hat den Charakter relativer Einheit oder Einfachheit gegen das Körperliche, was als dessen Ausdruck anzusehen ist; sofern nicht nur jede Bewusstseinsseinheit wesentlich von einem ganzen Zusammenhang und Auseinanderfluss des Körperlichen, sondern auch jede einheitliche Bewusstseinsbestimmung, die einfachste Empfindung sogar, an solchen unmittelbar gebunden ist, und umgekehrt die körperliche Zusammenstellung und Auseinanderfolge, die sich mit einer Bewusstseinsseinheit verknüpft, nicht ohne solche bestehen kann (Über die Seelenfrage, 1861, S. 211, 212; vgl. Steinthal, Allgem. Ethik p. 316 f.).

Leib und Seele sind also nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen desselben Wesens, wie denn alles Sinnliche nur Erscheinung des Unsinnlichen ist. Hält man nun das Substrat aller Erscheinungen für etwas Unsinnliches und den Geist des Menschen für einen „Teil“ des realen Unsinnlichen, so liegt es nahe, dass nicht bloss der Mensch, sondern die ganze Welt über den Menschen hinaus, aber mit Einschluss des Menschen, ein psychophysisches System ist, welches vielleicht ein allgemeineres Bewusstsein als das menschliche, aber mit Einschluss des menschlichen, trägt, das ihm bloss ebenso als eine Besonderheit ein- und untergeordnet ist, wie dies nach materieller Seite von dem Körper des Menschen bezüglich des allgemeinen Systems körperlicher Dinge gilt und nach geistiger Seite von Einzelheiten in unsrem eigenen Geiste bezüglich unsres ganzen Geistes gilt (Fechner, Revision p. 257 f.).

Dies hat mancher Philosoph, dünkt mich, bereits auf seine eigene Weise gesagt, womit dem Gedanken der consensus auctorum (wenn auch nicht gentium) zugeführt wird. Hegel lässt



die Idee sich entwickeln, unser Denken ist in ihrem Dienst. Fichte sagt: „ein andres Denken denkt in dem meinigen.“ Dabei verschwindet naturgemäss die Bedeutung des Individuums, insofern dies, wie ein geistiges Atom, zwar Bedingung des Weltprocesses ist, aber in völliger Abhängigkeit von der Gesamtheit erscheint. Daher denn auch Fichte (Sämmtl. Werke XI, 88) meint, dass es in der Tat gar keine Individuen gibt, sondern dass diese bloss die aus dem formalen Gesetz der Sicherscheingung folgenden Formen derselben sind. Je eindringlicher das Diesseits metaphysisch gedeutet wird, desto mehr sinkt die selbständige Bedeutung der irdischen, menschlichen Leistungen, indem die Menschen vielmehr mit allen ihren Arbeiten wie Form und Schein des Weltprocesses sich ausnehmen, der sich ihrer als eines Mechanismus bedient, um sich durchzusetzen.

Hängen wir nun auch in wolbegründeter Bescheidenheit nicht dem Traume nach, die Psychophysik in Formeln über den Menschen hinaus auf die Gesamtheit der Welt auszudehnen, so ist es doch folgerichtig, die grundsätzliche Überzeugung davon fest zu halten, dass allem Physischen ein Nicht-Physisches entspricht und dass der Mensch nur eine species dieses zweiseitigen genus ist. Zu dieser bezeichneten Beschränkung der psychophysischen Betrachtung glaubt man aber eine zweite hinzufügen zu müssen, welche uns auch bei der Betrachtung rein menschlicher Vorgänge vor Phantasmen bewahren soll. Eine beschränkte Tragweite der Psychophysik wird zugelassen, obgleich ihr das Leben durch den Kampf ganz entgegengesetzter Ansichten noch recht sauer gemacht wird; aber bestimmte, gesetzliche Abhängigkeits-Verhältnisse zwischen Leib und Seele sollen tatsächlich nur im sinnlichen Gebiete nachweisbar sein (s. Fechner, Revision p. 2 f. 252 f.). Einfache Licht-, Schall- und Druck-Empfindungen lassen sich messen und psychophysisch repräsentieren d. h. durch mathematische Formel darstellen, aber für das höhere geistige Gebiet sei dies unmög-



lich. Wir können hier nicht die Änderung des Physischen nachweisen, welche der Änderung des Psychischen gesetzmässig entspricht. Das höhere Geistige, sagt man, wird keinen solchen physischen Träger haben und brauchen; braucht der Geist selbst in seinen höchsten Funktionen noch das Gehirn und seine Apparate, so ist damit noch nicht bewiesen, dass er in allen seinen Bestimmungen und Tätigkeiten an gesetzlich zugehörige körperliche gebunden ist (vgl. Revis. p. 11).

Dagegen ist jedoch zu sagen, dass die Unterordnung eines psychischen Aktes unter allgemeine Gesichtspunkte und Gesetze logisch nicht ausgeschlossen werden kann, ob auch dieser Akt höher und komplizierter erscheint als ein anderer, wenn dies auch noch nicht sowol durch Rechnung darstellbar als vielmehr nur grundsätzlich gefordert ist.

Dazu kommt ein Beispiel eines augenfälligen Zusammenhanges zwischen niederen und höheren geistigen Tatsachen aus der Musik. Fechner (Revision p. 4 f.) drückt es so aus. Die Empfindungen der Melodie und Harmonie sind höhere geistige Phänomene als die einfachen sinnlichen Tonempfindungen, aus denen sie erstehen. Die sinnlichen Tonempfindungen aber hängen von Schwingungen ab, die sich in unsern Nerven fortpflanzen. Diese inneren Schwingungen sind also die (psychophysischen) Repräsentanten der Tonempfindungen. Die Empfindungen der Melodie und Harmonie knüpfen sich aber an dieselben Verhältnisse zwischen den inneren Schwingungen, welche zwischen den äusseren, von denen sie abhängen, bestehen und finden in diesen Verhältnissen ihre psychophysische Repräsentation oder ihren Träger, da sie an deren Bestand geknüpft sind und sich mit dessen Änderung gesetzlich ändern. Ändert sich die Periodicität der Töne, so mit ihr unsre harmonische oder melodische Empfindung.

Wie kommt es nun aber, dass dieselbe Melodie den einen Hörer warm macht, den andern völlig kalt lässt? Ist das nicht etwas völlig Geistiges, was zu den sinnlichen Schwingungen



hinzukommt und sich psychophysisch nicht repräsentieren lässt? Darauf ist zu erwidern, dass die physischen Wirkungsbezüge bei dem einen schwächer sein werden als beim andern, dass die Musik bei dem andern in ein andres psychophysisches Total-system eingreift, darin andre Momente und Zusammenhänge antrifft, mit denen sie in Beziehung tritt und die sie associationsweise anregt und mitzieht.<sup>1)</sup>

Daran schliessen sich die Empfindungen von räumlichen Verhältnissen, von Formen und Farben, Symmetrie, Farbenharmonie u. s. w.

Ausserdem erlöschen die materiellen oder physischen Processe der sinnlichen Empfindung in uns nicht spurlos, da überhaupt kein physischer Process ohne Fortwirkung erlischt. So pflanzen sich auch Fortwirkungen der physischen Processe, an welchen die Empfindungen hängen, von den Centren der Empfindungsnerven weiter im Gehirn fort und geben damit den Boden für die Anknüpfung geistiger Fortwirkungen.

Ein einfacher Fall psychophysischer Beobachtung ist z. B. der (Wundt, Physiol. Psych. S. 301): Der Zuwachs des Reizes, welcher eine eben merkliche Änderung der Empfindung hervorbringt, steht zu der Reizgrösse, zu welcher er hinzukommt, immer in demselben Verhältnis; zu einem Gewicht von der Grösse 1 muss man  $\frac{1}{3}$  zulegen, zu 2 muss man  $\frac{2}{3}$ , zu 3 dagegen 1 zulegen, damit der Druckunterschied eben merklich werde.

Der Unterschied je zweier Reize wird als gleich gross empfunden, wenn das Verhältnis derselben unverändert bleibt (Wundt ib. p. 302). Die Empfindung ist abhängig von der Reizstärke (ib. p. 282 f.), aber der Nervenprocess hat eine Maximal-Grenze und nimmt wahrscheinlich bei der Annäherung

1) Wundt l. c. p. 290 Anm. 1 bemerkt, dass unter allen Sinnen wahrscheinlich das Gehör derjenige sei, der sogar bei normaler Beschaffenheit des Organs die grössten individuellen Unterschiede der Empfindlichkeit darbietet.



an diese Maximal-Grenze langsamer zu (ib. p. 311); ein Reiz, der auf einen ermüdeten Nerven wirkt, hat denselben Erfolg, wie ein schwächerer Reiz, der einen unermüdeten Nerven trifft (ib. p. 396).

Die Helligkeit, in der ein Netzhautindruck empfunden wird, hängt nicht bloss von seiner eigenen Lichtstärke, sondern auch von der Lichtstärke seiner Umgebung ab, indem unsere Empfindung um so mehr in einem bestimmten Sinne ausgeprägt ist, je mehr sie in der Umgebung durch die Beschaffenheit des dort stattfindenden Eindrucks nach entgegengesetzter Richtung bestimmt wird; ein weisses Objektauf schwarzem Grunde sieht also heller aus als das nämliche Objekt auf grauem Grunde (ib. 407 u. 417). Jeder Eindruck wird dann am entschiedensten in der ihm eigenen Farbe und Helligkeit empfunden, wenn er ebensowol durch successiven wie durch simultanen Kontrast gehoben ist. Neben der unmittelbaren Wirkung der einander inducierenden (ib. p. 414) Eindrücke ist auch die nach früheren Eindrücken festgestellte Beschaffenheit der Empfindung von Einfluss auf den Kontrast. Die Qualitäten der Lichtempfindung werden ursprünglich nur in Relation zu einander bestimmt. Die Kontrasterscheinungen bezeugen die Tatsache (ib. 419), dass die Intensität und die Qualität der Lichtempfindung stets im Verhältnis zu denjenigen Eindrücken festgestellt werden, welche gleichzeitig auf andere Stellen derselben Netzhaut einwirken. Sie lehren, dass alle Lichteindrücke in Beziehung zu einander empfunden werden. Wir empfinden einen Reiz zunächst nach seinem Verhältnis zu andern Reizen, die gleichzeitig einwirken, dann aber auch nach seinem Verhältnis zu andern Reizen, welche früher eingewirkt haben.

Die absolute Helligkeit kann innerhalb sehr weiter Grenzen variiert werden, ohne dass sich die Deutlichkeit des Kontrastes irgendwie verändert. Der Unterschied der Empfindungen bleibt derselbe, so lange das Helligkeitsverhältnis der einwirkenden Lichtreize konstant erhalten wird. Der Helligkeitskontrast ist somit nur eine besondere Form des psychophysischen Gesetzes,

Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte.



nach welchem der Unterschied zweier Empfindungen der Differenz ihrer Logarithmen proportional ist (ib. 420). Unsere Empfindung gibt kein absolutes, sondern nur ein relatives Mass der äusseren Eindrücke. Reizstärken, Tonhöhen und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach irgendeiner unveränderlich festgestellten Einheit, die mit dem Eindruck oder vor demselben gegeben wäre. Die Empfindung ist also ein Vergleichungsschluss, als dessen Grundlage die Tatsache angesehen werden muss, dass wir in der Empfindung im allgemeinen nur ein relatives, kein absolutes Mass der äusseren Eindrücke besitzen (ib. 421 u. 424).

Da sich das Gefühl stets zwischen Gegensätzen bewegt (ib. 456), so sind auch die sinnlichen Gefühle von der Zeitdauer der Empfindungen abhängig. Je rascher die Gefühle wechseln, um so mehr müssen sie durch ihren Kontrast sich heben; ein einziges nie veränderliches Gefühl würde aufhören Gefühl zu sein. Somit ist es eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Bewusstseins, durch seine Empfindungen und überhaupt durch seine inneren Zustände in einer Weise bestimmt zu werden, die sich zwischen Gegensätzen bewegt.

Die reinen Empfindungen d. h. also den ursprünglichen Inhalt des Bewusstseins scheidet Wundt (l. c. p. 273 f. 315. 341 f. 344. 354) zunächst nach Intensität und Qualität. Nach der Qualität zerfallen sie in

1. qualitativ einförmige und 2. qualitativ mannichfaltige.

Die qualitativ einförmigen sind solche, die nur eine bestimmte Qualität erkennen lassen, welche aber sehr verschiedene Intensität haben kann. Dahin gehören die Organempfindungen und Gemeingefühle, die Empfindungen der Haut mit Druck, Wärme, Kälte, die Muskelgefühle, sowol die Innervationsgefühle der Muskeln, als die Muskelgefühle im engeren Sinne, welche von der Ernährung, Ermüdung, Verletzung von Muskeln herrühren.



Zu den qualitativ mannichfaltigen zählen Gehör, Geruch, Geschmack, Gesicht. Jeder dieser Sinne enthält eine zusammenhängende Mannichfaltigkeit von Qualitäten von variabler Intensität. Die Qualitäten dieser Sinne sind ausserdem von einander und von den übrigen Arten des Empfindens am deutlichsten unterschieden. Für die Auffassung von Reizen bietet der Gefühlssinn die einfachsten Verhältnisse dar. Ihm zunächst steht der Gehörssinn; allerdings ist das Ohr in eminentem Grade das Organ für kleine Zeitunterschiede (Helmholtz, Tonempfindungen, dritte Aufl. p. 274) und überhaupt ein analysierender Sinn (Wundt p. 324). Es folgt Geruch, Geschmack und endlich das Gesicht.

Nach der mutmasslichen Art der Reizübertragung bringt Wundt die Sinne in zwei Klassen, die mechanischen und chemischen. Zu den ersteren gehört Gefühl und Gehör; bei ihnen wird Reizung erzeugt durch direkte Übertragung äusserer Bewegungsvorgänge auf die Nervenenden. Bei den zur zweiten Klasse gehörenden drei andern Sinnen löst der Reiz sogleich einen anderen Vorgang, wahrscheinlich eine chemische Molekularbewegung, aus. Mit den mechanischen Sinnen empfinden wir den Reizungsvorgang unmittelbarer als mit den chemischen Sinnen. Im zweiten Falle wird also durch die äussere Reizbewegung ein Nervenprocess angeregt, der nach Form und Verlauf von ihr verschieden ist, aber doch innerhalb weiter Grenzen sich mit der Variation des äussern Reizes verändert.

Sind nun auch die Empfindungen der disparaten Sinne verschieden, so bringen wir sie doch in eine gewisse Analogie. Manche Attribute lassen sich nie oder nicht mit unmittelbarer Berechtigung den Dingen beilegen; ein Dreieck kann weder süss noch jähzornig sein und wenn wir von Klangfarbe reden, so lässt sich nicht angeben, ob sie blau oder rot oder sonstwie aussieht. Farben nennen wir wiederum warm und kalt und gesättigt u. s. w. (Wundt, l. c. p. 452 f. 668. Steinthal, Abriss I p. 377).



Diese teils specielleren teils allgemeineren Tatsachen aus dem Gebiete seelischer Vorgänge scheinen hier in doppelter Weise zu berücksichtigen. Sie ergeben nämlich sowol einige allgemeine Anschauungen über seelisches Leben, als auch scheinbar Analogien mit einigen sprachlichen Erscheinungen, deren Sammlung und Beschreibung oben unsere Aufgabe war.

Die allgemeine Anschauung wäre demnach die von der Relativität der Empfindung und damit der Erkenntnis. Damit zusammenhängend ist die Tatsache des Vergleichungsschlusses, die Abhängigkeit dessen, was wir sehen, von seiner Umgebung, die Wirksamkeit der früheren Erfahrungen, also der Gewohnheit und die Eigentümlichkeit des Bewusstseins in einer Weise bestimmt zu werden, die sich zwischen Gegensätzen bewegt.

Die Analogien mit sprachlichen Erscheinungen würden eine Anknüpfung des höheren Geistigen an die Ergebnisse der Sinnes-Psychophysik erwarten lassen.

Eine allgemeine Betrachtung des Stufengangs irdischer Entwicklung dürfte sich jener Erwartung nicht entgegenstellen. Freilich sehen wir, dass sich neben dem physikalischen Process der chemische erhebt, dass sich sodann ein neues Gebiet eröffnet in den vegetativen Vorgängen, dass sich dies steigert zu animalischen Erscheinungen, dass innerhalb dieser endlich der Mensch durch eine tiefe Kluft von der sonstigen zoologischen Welt getrennt ist, sodass man behauptet, der Fortgang der Entwicklung zeige auf seinen grossen Stufen immer etwas ganz Neues. Aber die Folgerung, dass sich ebenso das höhere Geistige ohne nachweisbare Vermittelung über die Psychophysik der Sinne erhebt, wie Chemismus über Mechanismus, wird entkräftet durch die Überlegung, dass in jener tellurischen Reihe die genannten Formen des Seins sich stetig erhalten, sodass im gesammten tellurischen Process Anfang und Ende zwar sehr verschieden sind, aber vielleicht nicht mehr, wie die in der Erde haftende Wurzelfaser von dem



Glanz und Duft einer Blume oder von der Farbe und dem Geschmack einer reifen Frucht.

Beginnen wir also mit dem, was am meisten Aussicht hat, sich in handgreiflicher Deutlichkeit zu zeigen, mit den Analogien.

Je rascher die Gefühle wechseln, um so mehr müssen sie durch ihren Kontrast sich heben. Damit scheint mir in Analogie zu stehen die reichliche und abwechselnde Prädicierung eines Gegenstandes. Wir nehmen das Beispiel von S. 99 (Daniel I 191):

tu Dei de corde verbum, tu via, tu veritas,  
Jesse virga tu vocaris, te leonem legimus,  
dextra patris, mons et agnus, angularis tu lapis,  
sponsus idem vel columba, flamma, pastor, ianua.

Der Dichter hat ja nicht absichtlich nach jenem Kontrast gestrebt (wenigstens ist dies nicht wahrscheinlich), aber seine eigene Erregung, von Prädikat zu Prädikat fortgehend, bringt in uns dadurch, dass stetig die mit den Worten verbundenen Gefühle wechseln, eine lebhafte Kontrastwirkung hervor. Vom unsinnlichen Wort werden wir zum sinnlichen Weg gerissen, wir verlassen ihn, um in die Mystik der Wahrheit uns zu verlieren; allein sogleich steht das Reis aus dem Stamm Jesse vor unsern Augen, es macht einem Löwen Platz, er wird verdrängt von der Rechten des Vaters, es erhebt sich ein Berg, ein Lamm, ein Eckstein, ein (Himmels-) Bräutigam, eine Taube, eine Flamme, ein Hirte, bis endlich eine Thür jene Vorstellungen abschliesst.

Reizstärken, Tonhöhen und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach irgendeiner unveränderlich festgestellten Einheit, die mit dem Eindruck oder vor demselben gegeben wäre. Damit scheint mir die Disposition für die Auffassung von Worten in Analogie zu stehen. Ein Farbenton erscheint um so ge-



sättigter, in je grösserem Gegensatz er sich zu andern Farbeindrücken befindet. Die Helligkeit eines Eindrucks erscheint um so grösser, in je grösserem Gegensatz sie zur Helligkeit anderer Eindrücke steht; die relativ grösste Helligkeit erreicht darum die Empfindung dann, wenn sie im Verhältnis zum absoluten Dunkel bestimmt wird.

Stehen zwei Worte von (vergleichungsweise gesprochen) ähnlicher Reizstärke neben einander, so wird ihre Kontrastwirkung also gering sein. Da aber neben der unmittelbaren wechselseitigen Wirkung der Eindrücke auch die nach vorausgegangenen Erfahrungen festgestellte Bedeutung derselben von wesentlichem Einfluss auf die Empfindung ist (Wundt l. c. p. 415), so wird ihre Kontrastwirkung noch geringer sein, wenn sie erfahrungsmässig auf uns nebeneinander zu wirken pflegten. Dahin scheinen mir die Sprachformeln zu rechnen, in welchen Synonyma oder scheinbare Synonyma nebeneinander stehen. Mit Sack und Pack hat kaum eine Kontrastwirkung. An Ort und Stelle, Grund und Boden, Zeit und Weile empfinden wir keinen Gegensatz. Anders wäre es, wenn wir sagten: Ort und Zeit, Boden und Bodenertrag, da kämen Ort und Boden zu ihrer gesonderten Geltung. (Vgl. Fechner, Vorschule II 232 f.) Mann und Maus sind anders verschieden als Sack und Pack, Zeit und Weile. Wie empfinden wir sie? Ich denke in Folge der steten Verbindung nicht mehr gegensätzlich, nicht mehr als Mann und als Maus, als grössten und als kleinsten Schiffspassagier; dies würde dem entsprechen, dass wir in der Empfindung im allgemeinen nur ein relatives, kein absolutes Mass der äusseren Eindrücke besitzen. Hier würden wir also analogisch meinen: sinnliche Vorstellungen haben kein absolutes logisches Mass, sondern es kommt auf die Umgebung an, in welcher sie sich befinden, und auf die Gewohnheit, nach welcher sie bei bestimmten Gelegenheiten zum Ausdruck gebracht werden.

Für die Beurteilung der Sinnesempfindungen sind homo-



gene Eindrücke zu Grunde gelegt; zwei Lichteindrücke, zwei Druckempfindungen sind zur Vergleichung unter sich benutzt, sodass die Maximalhöhe z. B. einer Lichtempfindung bestimmt wird im Verhältnis zum absoluten Dunkel. Beim Übergang in das sprachliche Gebiet kommen wir jetzt allerdings zu einem Fall, welcher nicht genau parallel ist dem bezeichneten sinnlichen Beispiel, insofern disparate Grössen verglichen werden. Ihr Verhalten an dieser Stelle zu erwähnen bedarf daher einer Rechtfertigung, welche nur darin bestehen kann, dass diese disparaten Grössen doch nach einer Seite hin als homogene oder gleichartige nachgewiesen werden. Hier die Beispiele. Schwert und dürsten, Sonne und weinen, Dolch und sehen, Steine und schreien sind disparat; aber insofern homogen, als sie, wie die einzelnen Farben zur Farbenreihe, so als Vorstellungen in die Sprachreihe gehören, deren Glieder durch die fast allgemeine Möglichkeit gegenseitiger Prädicierung verbunden sind.<sup>1)</sup> Zur Sprachreihe gehört z. B. die Vorstellung Gott, sehen, hier, weise.

Diese Glieder lassen sich zu Aussagen kombinieren, wie Gott (ist) hier, Gott (ist) weise, hier sieht Gott. So treten nun auch Schwert und dürsten, Sonne und weinen, Dolch und sehen, Steine und schreien in ein Prädikatsverhältnis. Wird uns nun das Schwert auf dem Hintergrunde des Scharfseins oder des Schlagens oder des Glänzens präsentiert, so finden wir nichts Besonderes dabei. Wird es aber mit dem Hintergrunde des Dürstens verglichen und umgekehrt das Dürsten mit dem Hintergrunde des Schwertes, so ist die Wirkung eine ganz andere. Daher packen uns die oben angeführten Wendungen: Blut dürrtete das breite Schwert, die Sonne weint Blut, der Dolch sieht die von ihm gegrabene Wunde, die Steine werden schreien ganz anders. Schwert und schlagen sind also zu vergleichen dem weissen Objekt auf grauem Grunde, Schwert

1) Vgl. Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 57.



und dürsten dem weissen Objekt auf schwarzem Grunde. Im Gebiete des Dürstens sind wir nicht gewohnt das Schwert zu sehen, erscheint es plötzlich darin, so ist eine starke Kontrastwirkung die Folge.

Wer diese Anknüpfungen missbilligt, sei durch Anhäufung weiterer Beispiele aus unserem oben gesammelten Vorrat nicht beschwert, folge aber doch zur Prüfung einiger anderer Fälle. Ist die Empfindung als ein Vergleichungsschluss anzusehen (Wundt l. c. p. 424, oben p. 322), so drängt sich hier die Erinnerung an die sprachlichen Analogien auf. Allerdings findet dabei ein Unterschied gegen das sinnliche Gebiet statt. Bleibt der Unterschied der Empfindungen derselbe, so lange das Helligkeitsverhältnis der einwirkenden Lichtreize konstant erhalten wird, so gibt unsere Empfindung kein absolutes, sondern nur ein relatives Mass der äussern Eindrücke, indem wir einen Helligkeitsgrad nur empfinden mit Beziehung auf einen andern. Hier handelt es sich also um zwei Licht- oder Farbenreize. Das Glück hat eine Kugel, die Kugel ist rund, das Glück ist rund, ist ein Analogieschluss der Vorstellungen. Worin zeigt sich nun seine Verwandtschaft mit jenem sinnlichen Beziehungsschluss? Mit der Vorstellung Glück ist die der Kugel herkömmlich verbunden, an Kugel haftet die Vorstellung rund, also haftet sie auch am Glück. Vom Glück wird (die Helligkeit) Kugel ausgesagt, von Kugel (die Helligkeit) rund, so auch vom Glück (die Helligkeit) rund. Dem Beziehungs- (Prädikats-) Verhältnis von Glück zu Kugel, dem von Kugel zu rund ist gleich das von Glück zu rund.<sup>1)</sup> Wir

---

1) Drastischer drückt sich Wundt aus in den Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele I 1863 p. 198: Was wir das eine Mal dunkel nennen, ist ein andres Mal hell, was wir das eine Mal weiss nennen, kann ein andres Mal grün oder rot sein. Es kommt immer nur an auf die Gesamtheit der Umstände, unter denen wir sehen, auf den Helligkeitsgrad oder Farbenton, mit denen wir eine andere Helligkeit oder eine andre Farbe vergleichen.



kommen zur Unterscheidung der Sinne, um ihre Stufenfolge mit einigen sprachlichen Erscheinungen und zwar mit den Hyperbeln zu vergleichen. Wir haben uns zunächst im allgemeinen zu fragen, wie sich die Hyperbeln auf die verschiedenen Sinne verteilen und welcher Unterschied zwischen Gesichts- und Gehörshyperbeln besteht. Gibt uns die Charakteristik der Sinne einen Fingerzeig für das höhere geistige Gebiet der Sprache?

Zu den qualitativ einförmigen Empfindungen gehören die Organempfindungen und Gemeingefühle, die Druck-, Wärme-, Kälteempfindungen, die Muskelgefühle. Die qualitativ mannichfaltigen Empfindungen (Gehör, Gesicht, Geruch, Geschmack) dagegen unterscheiden ihre Qualitäten von einander und von den übrigen Arten des Empfindens am deutlichsten. Die qualitativ einförmigen Empfindungen werden es also wol nicht sein, welche in der sprachlichen Darstellung selbst gesteigert werden, um die Wirkung der Rede zu steigern. Mir scheint es daher bezeichnend, dass nur die beiden Extreme der Kälte und Wärme hyperbolisch benutzt werden, wenn etwa die um ihr Kind besorgte Mutter dessen Füße eiskalt nennt oder wenn Jemand, der eine scharfe Medicin nehmen muss, erklärt, sie brenne wie Feuer.

Anders die qualitativ mannichfaltigen Empfindungen. Doch sind auch sie nicht gleichmässig unter den Hyperbeln vertreten. Geruch und Geschmack stehen auf niederer Stufe, auf höherer Gesicht und Gehör. Die beiden ersten, wie bekannt, sind mehr nützlich als edel und reichen kaum in die höchste Sphäre menschlichen Empfindens. Besässen wir nur Geruch und Geschmack, nicht Gesicht und Gehör, so wäre die menschliche Stufe geistigen Lebens überhaupt nie ersteigbar gewesen. Güter des Gedankens werden uns hauptsächlich durch Gesicht und Gehör vermittelt, nicht durch Geschmack und Geruch und diese beiden sind es auch nicht, welche die Empfindungen und Handlungen der Menschen am heftigsten bewegen und am



nachhaltigsten beeinflussen. Gibt es überhaupt einen Geschmack (im niederen Sinne des Worts), welcher edel zu nennen ist? Ich wüsste höchstens den Becher Wein, welcher in den Gedichten den Sängern gereicht wird, oder die Orange<sup>1)</sup> anzuführen. Etwas höher steht der Geruch, der Duft einer Rose, dessen Genuss nicht einen Nützlichkeitsersfolg hat, wie Essen und Trinken, dessen Genuss, wie wir uns einbilden, stumpferen Naturen — mit ästhetischem Stockschnupfen — nicht gegeben ist und der immer eine gewisse Anerkennung von der Schönheit eines Erzeugnisses der Welt enthält. Sollten wir uns nur in der Welt herumschnüffeln und herumschmecken, statt in ihr uns umzusehen und umzuhören, so wären wir nie wir geworden. Der Geschmack und der Geruch werden durch Reizung schnell erschöpft; nicht so das Auge, wenn wir eine Stunde durch eine Bildergalerie gehen, nicht so das Ohr, wenn wir zwei Stunden eine Oper anhören.

Die sprachlichen Tatsachen zeigen für Geruch und Geschmack, wie wir das zu erwarten haben, keinen grossen Vorrat hyperbolischer Wertbezeichnungen.

Jesus heisst Honig über alle Süsse (oben p. 89), Maria wird triefende Wabe genannt (oben p. 99), die Wolgerüche der Tugend der heiligen Agathe (oben p. 100) fragrant velut rosa duften wie die Rose.

Dagegen sind Gesicht und Gehör reichlich vertreten. Da wir den Wind selbst nicht sehen, sondern nur die von ihm getriebenen Dinge, so gehören die Redensarten vom Winde in das Gebiet des Gesichts. Soldaten kommen wie der Wind (oben p. 262), der Held läuft wie der Wind. Ein Feldherr (ib.) fliegt wie der Blitz heran. Maria ist heller als die Sonne (oben p. 109). Die Bosheit leuchtet heller als das Blau des Himmels (oben p. 88), das Fleisch ist weisser als alle Lilien

---

1) Vgl. Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 88.



(oben p. 264), der Wagen der Aqvinen reicht bis an den Himmel, wie auch Indras Scheitel (ib.) u. s. w.

Die Bosheit tönt bis in den Himmel, das Blut schreit nach Rache zum Himmel (oben p. 88)<sup>1)</sup>, der Buckel kracht vor den Beschwerden der Arbeit (oben p. 263), der Himmel (p. 263) vor dem Schall der Kanonen; der Gloire-Darm schreit vor Hunger (p. 263), die Steine werden schreien (oben p. 33), die Balken werden ihnen antworten (oben p. 15) u. s. w.

In einer Riech- und Schmeckpoesie müsste es anders aussehen, als in einer Seh- und Hörpoesie, doch ist es nicht nötig, uns die von jener etwa zu erwartenden Genüsse, bei denen uns sauwohl werden könnte, näher auszumalen.

Im Gebiete der Gesichts-, besonders der Farbenempfindungen sind nun die Gefühlswerte der einzelnen Stufen verschieden. Stellt man sich mit Wundt die Farben als Ringe auf der Oberfläche einer Kugel vor, deren einen Pol das Weiss, den andern das Schwarz bildet, so kann man (l. c. p. 395, 440 f.) Schwarz als Vertreter des Ernstes und der Würde, Weiss als den der heitern lebensfreudigen Stimmung bezeichnen. Zwischen beiden schwebt Grau als Ausdruck einer zweifelhaften Gemütslage. Der Gefühlston des Grün halte die Mitte zwischen Gelb und Blau, es sei die Farbe der ruhig heitern Stimmung, die wir deshalb am ehesten als dauernde Umgebung ertragen. Rot dagegen (dessen Wellenlänge 6878, dessen Schwingungszahl 450 beträgt, Wundt p. 375 Anm.) ist die Farbe energischer Kraft, welcher bei grosser Lichtstärke mehr als irgendeiner andern ein aufregendes Gefühl innewohnt. Bei geringerer Lichtstärke dämpfe sich sein Gefühlston zu Ernst und Würde herab, ein Charakter, den es noch vollständiger im Purpur annehme, wo ihm etwas von den Farben der ruhigeren Stimmung, Violett oder Blau, beigemischt ist.

Dieser Charakteristik kann man freilich einige scheinbar

1) Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I p. 38 f.



widersprechende Tatsachen entgegenhalten. Schwarz ist nicht die allgemeine Trauerfarbe, sondern mitunter ist es Weiss. Auch möchte man Weiss nicht immer als Symbol heiterer, lebensfreudiger Stimmung anerkennen, wenn man erwägt, dass z. B. die Priester ein Leinengewand beim Gottesdienst tragen sollen, dass die Weiss der Lilie als Symbol höchster, überirdischer Reinheit gilt u. dgl. m. Jedesfalls aber bezeichnet in diesen Fällen Weiss einen Pol der Empfindung; die Chinesen legen zur Trauer Weiss an, wie jene Priester, um durch diese Farbe einen feierlichen Gegensatz gegen die Alltagsgewohnheit und die Richtung der Gedanken auf etwas Ernstes und Aussergewöhnliches anzudeuten. Einer Musterung, die Rochholz' Gelehrsamkeit l. c. I p. 130 f. angestellt hat, entnehmen wir, dass einheimische Gewohnheiten jenen ausländischen zur Seite treten. In Avers, Ferrera und andern Engadiner Ortschaften trauert man weiss, so auch in Pedrazzo in Tirol, im Aargauer Lande tragen Weissgekleidete den Sarg u. s. w.

Grau wird von Goethe gelegentlich nicht sowol als Ausdruck einer zweifelhaften, sondern einer traurigen Gemütslage gebraucht. So sind seine Herzensthänen grau (oben p. 126), grau ist alle Theorie, aber grün des Lebens goldener Baum. Trotzdem glaube ich, dass Wundts Abstufung im wesentlichen richtig ist, dass Weiss und Schwarz Pole der Empfindung bezeichnen, dass Rot eine sehr lebhaft Reizung des Gefühls hervorbringt, dass Grün als eine uns gemässe und darum meist erfreuliche Farbe empfunden wird.

Diese sinnlichen Tatsachen scheinen nun in der Sprache entsprechend fortgesetzt. Grant Allen (Der Farbensinn, deutsch von E. Krause, 1880) hat eine Vorliebe der Dichter für Rot ausgezählt. Aus unsern obigen Beispielen wäre demnach (p. 116 f.) zu erwähnen, dass das Blut oft noch besonders mit diesem Attribut versehen wird, offenbar weil damit eine Steigerung des Eindrucks erzielt werden soll.

Weiss ist uns ebenfalls als Steigerungsmittel begegnet,



besonders wenn wir sonnenhell oder heller als die Sonne dazu rechnen, Grün als Farbe der Hoffnung, der Freudigkeit und neu aufspriessender Kraft. Auch Schwarz begegnet gern als Abschreckungs-Attribut. Dagegen ist Braun Vertreter einer völlig neutralen Stimmung (Wundt l. c. p. 442) und so wüsste ich nicht, dass es in der Sprache einen andern Rang einnähme. Blau wird nun von den Malern die kalte Farbe genannt (im Gegensatz zu Gelb, der warmen); Wundt meint im Himmelblau (p. 442) habe die kalte Ruhe des gesättigten Dunkelblau einer ruhigen Heiterkeit Platz gemacht. Wenn aber Blau herabstimmt (p. 441), so kann die Folge davon nicht bloss eine Erkältung der Empfindung, sondern auch Beruhigung sein, oder die Empfindung aus Erregung zu Träumerei einladen. Die Gewandungen der Madonna (bemerkt, glaube ich, Hegel in seiner Ästhetik) sind oft blau: sie wirken beruhigend, ohne zu erkälten und tauchen unsere Seele vielleicht einen Augenblick in das Geheimnis derselben Stimmung, welche sich in den Zügen der Madonna so oft ausspricht, insofern diese dem überirdischen Rätsel, das sich an ihr begeben hat, noch ohne klare Fassung nachsinnt, verloren in die überraschende Gegenwart und in den Ausblick auf eine ahnungsvolle Zukunft<sup>1)</sup>. Bei den Romantikern spielt die blaue Blume eine erhebliche und symbolische Rolle; wie lieb dem herrlichsten ihrer Dichter, Eichendorff, Blau ist, sahen wir. Mögen also die Maler Blau die kalte Farbe nennen, im Vergleich zu Gelb, so berufen wir uns für den Einklang mit sprachlichen Erscheinungen dennoch auf die natürliche Empfindung, welcher Blau nicht gleichgiltig ist, wie Braun, sondern vielfach als schätzbar und erwünscht gilt.

1) Blau als deutsche Leibfarbe s. Rochholz l. c. II p. 273 f. Goethe VI, 208 (zur Farbenlehre 799) nennt Blau „in seiner höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts“, es sei etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe in seinem Anblick; er betrachtet es also auch nicht schlecht hin als „kalte Farbe“.



Der Gefühlston der einfachen Empfindung wird nun freilich durch Associationen beeinflusst<sup>1)</sup> (Grün erinnert an den Genuss eines Ganges durch Wald und Wiese, das Glockengeläute an die Kirche), aber dennoch ist die Association nicht (Wundt l. c. p. 450) das eigentlich begründende Element des Gefühls. Der Glockenklang wirkt nicht ernst und feierlich, weil wir dabei an die Kirche denken, sondern, weil er ursprünglich so wirkte, wurde er benutzt als Symbol der Kirche. Grün erfreut nicht ursprünglich deswegen, weil wir es beim Genuss eines Waldweges sahen, sondern weil unser Auge die grünen Lichtstrahlen am wenigsten ermüden. Die Flüsse fließen nicht nach einer weisen Einrichtung der Natur an den Städten vorbei, sondern die Städte werden an den Flüssen erbaut. Goethe spricht (VI, 218 No. 915 f.) von allegorischem, symbolischem und mystischem Gebrauch der Farbe, welcher darauf beruht, dass eben die Farbe sich zu sinnlichen, sittlichen und ästhetischen Zwecken verwenden lässt. Purpur sei das rechte Symbol für Majestät, sein Anblick habe diese Wirkung von Natur, sogar bis zum Schreckhaften; das Purpurglas zeigt eine wolerleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte, so müsste der Farbenton über Himmel und Erde am Tage des Gerichts ausgebreitet sein (No. 798). Allegorisch-konventionell dagegen sei die Zuteilung der grünen Farbe an die Hoffnung. Grün bringe also, denkt Goethe, nicht von Natur eine der Hoffnung analoge Stimmung in uns hervor. Dennoch werden wir die Wahl des Grün nicht für Zufall halten, da wir uns z. B. Schwarz als Farbe der Hoffnung nicht denken können. Vielmehr werden wir uns für den allegorischen Gebrauch von Grün an seine oben erwähnten Eigenschaften erinnern.

Als allgemeine Analogie höherer geistiger Erscheinungen

---

1) Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 95. Über Farben ib. I 102 f. 212 f.



mit dem Gebiete sinnlicher Empfindungen ist nur die Relativität der Erkenntnis zu nennen, (oben p. 324). Stimmung und Interesse sind für Auffassung von Gedanken also das Analogon mit jenen Nebeneindrücken, welche gleichzeitig z. B. unser Auge treffen (vgl. über Interesse Steinthal Abriss I p. 230 f. Lotze, Metaphysik p. 524. 540). Da es sich hier um eine Anknüpfung an die Psychophysik handelt und fremdes Urteil darüber abzuwarten ist, so begnüge ich mich ein Beispiel dessen anzuführen, was ich mir denke. Dies ist die Behauptung Leckys (Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa 1868, II p. 76 und 231), dass eine grosse religiöse Umwandlung nicht unmittelbar durch Argumente, sondern durch eine Stimmung bewirkt wird und dass die spekulativen Meinungen, zu denen sich eine grosse Menge von Menschen bekennt, nicht wegen der Argumente angenommen werden, auf welchen sie beruhen, sondern wegen einer Prädisposition zu ihrer Aufnahme. Steinthal spitzt den Tatbestand, zu welchem der eben angeführte Fall ein einzelnes Beispiel ist, zu der Behauptung zu, dass alles Verständnis auf Sympathie beruhe, da aufhöre, wo diese schwindet (Abriss I § 515), während Kant (Anthropologie § 65) die „Seelengüte“ zum schöpferischen Mittelpunkt unsres Urteils macht. Sie sei die reine Form, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen.

Auch die Verschiedenheit des Naturgefühls möchte hierher zu ziehen sein, wie sie uns gegensätzlich nicht bloss zwischen hoch und niedrig entwickelten, sondern auch zwischen hochentwickelten Völkern verschiedener Zeiten entgegentritt. Vgl. L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms u. s. w. II, 1864, S. 113 f.

Schliesslich gedenken wir noch einmal jener Hilfsvorstellung, des Principes des kleinsten Kraftmasses, um einen reinlichen Abschied von ihm zu nehmen. Wie es nicht an die Spitze der ganzen Ästhetik gestellt werden kann (Fechner,



Vorschule II p. 264), so ist es auch in der obigen Darstellung nicht an die Spitze der Sprachbetrachtung gestellt worden. Es lässt sich nicht behaupten, dass der möglichst geringe Aufwand von Kraft uns immer am meisten gefällt, sondern wir wollen Kraftaufwendung, welche relativ gering ist im Verhältnis zu einer Leistung. So wird, wie Fechner sagt, jeder unnötige Umweg, jedes Hindernis im geläufigen Vorstellungsgange die innere Zusammenstimmung, worin sie auch bestehe, zugleich beeinträchtigen und den Verbrauch an lebendiger Kraft im Verhältnis zu dem steigern können, der im Wege der grössten Zusammenstimmung erzielt worden wäre, hiermit im Sinne der Unlust sein, indessen der grössere Verbrauch lebendiger Kraft im Sinne eines in sich zusammenstimmenden und damit förderlichen Vorstellungsganges im Sinne der Lust ist. Es kommt also sowol darauf an, ob die Bewegungsverhältnisse (in unsrem Fall der Vorstellungen) harmonisch oder disharmonisch sind, als auch darauf, ob eine stärkere oder schwächere lebendige Kraft für die Verarbeitung dieser Verhältnisse erforderlich ist. So macht es uns Pein, eine einfache Sache mit vielen Worten erläutern zu hören, etwas ganz Klares durch mehrere Synonyma belastet zu sehen, während wir dem Erzähler gern Gehör geben, welcher eine uns lebhaft interessierende Sache mit eindringlicher Genauigkeit schildert.

So die Geniessenden. Der Erzeuger eines Kunstwerks, oder allgemein der Mitteilende, kann die Lust an der Mitteilung, die Betätigung seiner Darstellungsgabe, als Entschuldigung anführen, wenn er uns einmal gegen das Princip des kleinsten Kraftmasses zu verstossen scheint, dessen Herrschaft er dennoch sehr oft, bewusst oder unbewusst, unterworfen ist. Für den Erzähler, welcher am Biertisch in Bier und Synonymik schwelgt, ist es keine Arbeit, sondern eine Wonne, dieselbe einfache Sache fünfmal hintereinander in verschiedene Worte zu kleiden, nur für den Hörer ist es oft eine Arbeit. Hat jener Schwätzer aber früh zu lange geschlafen und will



eilig fort, so wird er wol ohne Umschweife: „meine Stiefel!“ oder dgl. rufen, weil die Kürze seinen Zwecken hier dienlicher ist. Da uns Schiller in seinem köstlichen Meisterwerk die Bedrückung eines Volkes durch mannichfache Grausamkeit schildern will, so hätte er ja gleich mit einem Beispiel des Leidens anfangen können. Aber wie unvergleichlich reicher und tiefer wirkt er dadurch, dass er 64 Zeilen vorangehen lässt, ehe Baumgarten in voller Hast angelaufen kommt! Denn jene 64 Zeilen atmen den tiefsten politischen Frieden; der Zuschauer genießt ohne jede Einbusse den wundervollen Anblick des Sees und der Berge, er hört Lieder singen, welche zugleich Hauptbeschäftigungen des Volkes andeuten, er lernt das Gemüt jener Hirten kennen, welche ihre vierfüßigen Lieblinge etwas freigebig mit Intelligenz ausstatten, wie Eltern ihre Kinder, und da die Alp abgeweidet ist, so erwartet man in Gedanken, dass der Spätherbst und Winter, wie der Abend, das mühevollen Tagewerk abschliessen soll. Da platzt denn Baumgarten wie ein Donnerschlag herein. So erscheinen uns jene 64 Zeilen nicht als Umweg, sondern als Tat des Genies. Aber innerhalb dieser 64 Zeilen bewundert man das Princip des kleinsten Kraftmasses, weil sie uns so viel und scheinbar auf die einfachste und ungezwungenste Weise mitteilen, sodass uns kein Wort zu viel erscheint und wir keins anders haben möchten.

Die bei der Mitteilung in Betracht kommenden Faktoren sind 1) der Mitteilende 2) der Empfangende 3) der Zweck (Form in höherem Sinn) 4) das Mittel der Mitteilung. Manchem Menschen, wie dem bekannten Mr. Micawber im Copperfield, machen Umschreibungen ein ungemeines Vergnügen, sodass man ihn nicht nach unsrem Princip reden hört. Er könnte aber zu seiner Entschuldigung anführen, dass seine Gedanken etwas von ihrer anmutigen Färbung verloren hätten und in einem inadäquaten Gewande erschienen wären, falls er anders gesprochen hätte. Der Hörende wünscht, wenn ihm nicht gerade daran gelegen ist, die Zeit durch Hören tot zu



schlagen, möglichste Kürze der Mitteilung. Aber die Form kann so schön sein, dass sie selbst Zweck wird, sodass er Ausführlichkeit nicht als Weitschweifigkeit sondern als Sachlichkeit empfindet. Dies namentlich, wenn ein wohlgegliedertes Kunstwerk (wie der Tell) sich vor seinen Augen erhebt. Dessen Zweck, seine Form im höheren Sinne, ist, das Gemüt reich und tief zu erregen, das Mitleid mit den Schweizern wach zu rufen, welche in ihrer schönen Natur und mit ihren friedlichen Neigungen und Eigenschaften so schön ohne die Östreicher leben könnten. Ist Sprache, womit wir es hier zu tun haben, Mittel der Darstellung, also das beste, weil gedankenvollste und deutlichste, so ist der Mitteilende nicht nur im allgemeinen an die Überlieferung gebunden, da die Sprache Überlieferung ist, sondern er kann auch besondere, typisch gewordene Formeln aus dieser Überlieferung auswählen. Im ersten Falle benutzt er die Ap-perceptionen, welche vielfach nach dem obigen Princip gebildet sind, darunter alle Verdichtungen des Denkens, das Ergebnis tausendjähriger Arbeit. Im zweiten rundet er seinen Ausdruck durch Formeln ab, um ihn bündig zu machen. Man muss also sagen, dass die objektive Sprache in der Tat allemal nach unserem Princip bezeichnet. Erscheint uns mancher Ausdruck (in fremden Literaturen z. B. im Sanskrit) weitschweifig, so hat doch der Geist jener Menschen nicht kürzer und besser denken können, wenigstens lässt sich nicht beweisen, dass sie gegen das Princip sich ausdrückten. Die subjektive Sprache dagegen leidet unter der Zweiteilung der Faktoren, dass einer spricht, der andere es hört und dass sie nicht immer die gleiche Auswahl der Redewendungen aus dem objektiven Sprachgut für dieselbe Sache treffen würden. In einem schriftlichen Bericht wird ein Arzt nicht leicht sagen: bei meiner Ankunft fand ich Frau X. mausetot. Dagegen sagt er es wol, wenn er dieselbe Sache einem Bekannten erzählt. Sie war mausetot — ebenso klar wäre es uns, wenn wir hören, sie war tot. Aber der Effekt soll (unbewusst) gesteigert werden, wenn



sie mausetot vorgefunden wurde, obgleich auch eine Maus nicht toter als tot sein kann.

### Schluss.

Der Wille zum Leben ist körperlich an den Magen als an sein wichtigstes Organ gebunden. Die Bearbeitung der Pflanzen- und Tierwelt, die Wahl des Wohnsitzes, der Gang der für den Lebensunterhalt nötigen Erfindungen, die Benutzung des Feuers stehen in seinem Dienst. Auch die Fortpflanzung gehört insofern zu ihm, als sie sich im allgemeinen als naturgemässe Folge reichlicher Nahrungs-Aufnahme darstellt (Rolph, Biologische Probleme, zweite Auflage, 1884, p. 55 f. 121 f.)<sup>1)</sup>. Geistig sind wir so organisiert, dass wir Neigung haben, uns selbst geltend zu machen und dass wir Metaphysik (Religion, Ethik) brauchen. Die erstere Neigung schliesst in sich ein Bedürfnis sich mitzuteilen, ein Bedürfnis Sympathie zu erfahren, ein Bedürfnis andere Meinungen, wenn sie uns nicht ganz gleichgiltig sind, zu bekämpfen.

Die Überlieferung umfasst ausser der Sprache, zum Teil in ihr beruhend, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Sitten und Gebräuche, mechanische Fertigkeiten der Arbeit. In dieser Überlieferung, da sie Gegenstand der Be- und Verarbeitung, der Änderung oder Aneignung ist, müssen uns also gewissermassen dieselben Nervenstränge begegnen, welche das allgemeine formale Schema des menschlichen Verhaltens darstellen.

Sitten und Gebräuche stehen, wie schon bemerkt (oben p. 2), der sprachlichen Überlieferung analog zur Seite. Sie sind uns so unentbehrlich, wie die Sprache. Ihr Ursprung ist uns vielfach dunkel, ihr früherer Sinn verloren gegangen, ihre stellenweise Sinnlosigkeit wird gewohnheitsmässig, im Zusam-

1) Anders Steinthal, Ztschr. f. Vps. XIII p. 190.